



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

Pl. Sp.

247. td

v. d. Mann,
Post. Reitz & Hergelshausen.

Ph. sp.
247^{td}₋

Erdmann



Ueber

den poetischen Reiz des Aberglaubens.

Vortrag,

gehalten in Halle am 30. November 1850

von
Professor Dr. Brämann.

Halle, 1851.

H. H. Klapp's Sortiments-Buchhandlung
[Schlesier & Simon.]

Ph. Sp.
247 td

Ueber

den poetischen Reiz des Aberglaubens.

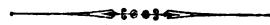


Vortrag,

gehalten in Halle am 30. November 1850

vom.

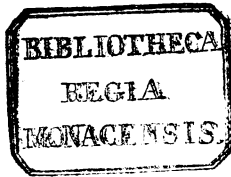
Professor Dr. Erdmann.



Halle, 1851.

G. C. Knapp's Sortiments-Buchhandlung.

(Schröedel & Simon.)



Hochgeehrte Versammlung!

Wer jemals Kinder beobachtet hat, wo ihnen Geschichten erzählt werden, oder wer sich selbst das Vergnügen gemacht hat, ihnen dergleichen zu erzählen, der wird bemerkt haben, dass sie sich gern gleich am Anfange dessen versichern, dass die Geschichte auch wahr sei. Ist ihnen diese Frage bejaht, so setzen sie sich erst recht in Positur mit ihrer Theilnahme, denn jetzt wissen sie, dass dieselbe nicht weggeworfen ist. Ja sogar, wenn ihnen gesagt ist, die Erzählung werde wohl erfunden sein, selbst dann scheinen sie, je mehr sie sich interessiren, um so mehr die Hoffnung zu fassen, das Erzählte sei doch wohl wahr; — denn nur so kann ich mir den äusserst komischen Aerger erklären, welchen manche Kinder zeigen, wenn am Ende einer sehr interessanten Geschichte der Erzähler ihnen sagt, er selber habe sie erdacht. — Sei, es dass sie vergessen hatten, was am Anfange gesagt war, dass die Geschichte erfunden sei und nun daran erinnert werden — sei es, dass sie allmäh-

lig sich überredeten, im Grunde könne doch der Erzähler nicht wissen, ob der Autor erfand oder bloss einem wirklichen Factum nach erzählte, jetzt aber diese Hoffnung aufgeben müssen, — genug sie kommen sich wie geneckt vor, dass man sie so gespannt auf einen Ausgang achten liess, den der Erzähler ganz nach seinem Belieben umändern konnte. — Wie in dem Vergnügen der Kinder am Geschichten-Erzählen sich der erste Keim des Genusses zeigt, den uns ein Dichterwerk gewährt, eben so ist jenes Verlangen der Kinder, die Geschichte solle wahr sein, die erste Spur einer Forderung, welche der erwachsene und gebildete Mensch an die Spiele der dichtenden Phantasie stellt, und stellen muss. Weil ihm Vernunft und Wahrheitstrieb angeboren ist, deswegen verlangt er auch von dem Gedicht, dass es Wahrheit enthalte. Freilich darin unterscheidet er sich vom Kinde, dass ihm Wahrheit und wirkliches Geschehensein nicht einerlei ist, denn er hat erfahren, dass manches wirklich geführte Leben, mancher wirklich existirende Zustand, eine grosse Lüge war, dagegen aber auch, dass mancher Roman eine tiefe Wahrheit lehrt. Wenn wir aber von diesem Unterschiede absehen, so verlangen wir (nicht minder als die Kinder) von jedem poetischen Werk, und wäre es auch das phantastischste Märchen, dass der Erzähler nicht bloss seinem Belieben folge, sondern sich einer höhern Nothwendigkeit, der Wahrheit, unterwerfe, dass sein Märchen einen vernünftigen Sinn enthalte; wo wir diesen vermissen, wo wir ihn nicht einmal als allegorisch angedeutet ahnden, da befriedigt uns das Gedicht nicht, denn der Unsinn ist nie poetisch. — Dieser Behauptung scheint nun die Erfahrung zu widersprechen, welche lehrt, dass Vieles, was wir als Aberglauben bezeichnen, dennoch mit einem poetischen Reiz begleitet ist. Vielleicht war es diese Er-

fahrung, welche den poetischen, dabei aber für klare Verständigkeit sehr eingenommenen Jean Paul sagen liess, aller Aberglaube sei „ein Glaube mit einem Aber“, ein Ausspruch, der in seiner Allgemeinheit gewiss unrichtig ist, von dem aber zu hoffen steht, dass er gültig sei hinsichtlich solcher abergläubischen Vorstellungen, die etwas Poetisches haben. Ich sage, zu hoffen, denn es wäre doch traurig, wenn wir beim Eintreten in die Welt der Poesie, was den Menschen zum Menschen macht, die Vernunft, draussen lassen müssten, und auf der andern Seite eben so traurig, wenn die poetische Befriedigung dadurch verbittert würde, dass wir uns eigentlich ihrer schämen müssten. Es sei mir erlaubt, die Aufmerksamkeit auf einen solchen Aberglauben zu lenken, um zu sehen, ob vielleicht in ihm der Glaube von dem Aber zu trennen, d. h. ein Fünkchen Wahrheit zu finden ist, oder ob er ein blosser Wahn ist, dessen sich der vernünftige Mensch nie, also auch nicht im Gedicht, freuen soll: — Die Vorstellung, dass der Mensch von Natur in einem gewissen Rapport zu den Planeten stehe, so dass ihre Zustände, ihre Bewegung und Stellung sein Schicksal bestimmen, eine Vorstellung, die bei manchen Völkern des Alterthums die Stelle der Religion vertrat, im Mittelalter wenigstens vereinbar mit der Religion erschien, diese hat noch jetzt für viele Menschen etwas Poetisches, ja für unsern grössten Dichter hat sie etwas so Verführerisches gehabt, dass er in Wilhelm Meisters Wanderjahren, um uns ein weibliches Wesen als besonders hochbegabt zu schildern, von ihr erzählt, dass die Schicksale des Planeten Merkur von ihr empfunden und mit erlebt würden. Da nun auf der andern Seite der gesunde Menschenverstand sich gegen dergleichen Zusammenhänge sträubt, weil der Planet Merkur etwas für sich ist, und der Mensch wieder etwas

für sich, so werden wir am Ende Denen beistimmen müssen, welche sagen, dass der altersschwache Göthe hier der Romantik des Mittelalters mit seinen Wünschelruthen und seinen Horoskopern verfallen sei, und die es eine romantische Schwäche nennen, wenn man auch in diesem Werke den grossen Dichter wiedererkennen will. Schon die Gerechtigkeit, wie viel mehr die dankbare Verehrung, fordert, dass man zusehe, ob nicht jener phantastischen Erzählung etwas Wahres und Vernünftiges zu Grunde liegt.

Wir prüfen zu diesem Ende das, worauf jenes Verdammungsurtheil fusst, die Behauptung, dass der Mensch etwas für sich ist, und indem wir dabei zunächst von den Sternen ganz absehen und anstatt der übrigen nur unseren Planeten berücksichtigen, untersuchen wir ob man dem Menschen wirklich ein ganz selbstständiges, isolirtes Leben zuschreiben müsse oder nur dürfe. Der gewöhnliche Ausdruck: der Mensch sei ein Bewohner der Erde, das schöne Wort unseres grossen Geographen: die Erde sei das Erziehungshaus des Menschen, fasst das Verhältniss zwischen Menschen und Erde, so wie das zwischen uns und den schützenden Wänden, zu welchen wir, auch wenn wir sie so lieb haben wie die, innerhalb der wir erzogen wurden, doch nur in einem äusserlichen Verhältniss stehn, weil wir umziehen und ohne dass wir dadurch anders würden, sie mit andern vertauschen können. Versucht man aber in Gedanken hinsichtlich der Erde einen solchen Umzug, wie diejenigen z. B. thun, welche sich das Leben nach dem Tode als eines auf andern Planeten denken, so macht man die Erfahrung, dass unser Verhältniss zur Erde viel inniger ist; es findet sich nämlich, dass wir in Gedanken immer die Erde (d. h. alle irdischen Verhältnisse) mitnehmen, d. h. bei jenem Fluge unserer Gedanken die Erde wirklich nicht verlassen. Man denkt sich

schön, einmal auf dem äussersten Planeten zu leben, so lange man davon abstrahirt, dass dort die Sonne so gross erscheint wie uns der Planet Venus, dass dort der Unterschied von Tag und Nacht nur so gross ist wie bei uns zwischen einer sternhellen Nacht mit oder ohne jenen Planeten, dass in gleicher Proportion die Sommerhitze und Winterkälte dort sich nahe stehn, dass demgemäss alle Bedingungen menschlichen Daseins fehlen. Bedächte man dies, so würde man jenen Gedanken aufgeben, weil er eigentlich enthält, was dem menschlichen Denken unmöglich ist: dass man sich nicht mehr als Menschen denke. Da ist die Bibel viel menschlicher und wahrer, wenn sie in den wenigen Stellen wo das Wie des Lebens nach dem Tode zur Sprache kommt, von einem solchen Fluge durch die Planeten Nichts sagt, dagegen dem erneuten Menschen eine erneute Erde verheisst. Sie bestätigt damit, was wir in uns selbst erfahren, dass der Menscheng Geist nicht loskommen kann von der Erde, dass er der wahre Erdgeist ist, weil er irdisch lebt, irdisch fühlt, irdisch denkt. Dieses Verschmolzensein mit der Erde hat seinen Grund darin, dass er nicht nur auf der Erde sondern von ihr lebt, ja wenn man will von ihr gelebt wird, indem ihr Leben auch ihn durchdringt. Ich sage mit Absicht ihr Leben, denn wenn auch die Erde seit sie den Menschen geboren, erschöpft, nicht neue Geschlechter hervorbringt, sondern dies ihnen selber überlässt, so hat doch die Geburt ihres Benjamin ihr nicht, wie jener Rahel, den völligen Tod gebracht. Dazu, ihre Kinder, namentlich ihren Jüngstgeborenen zu nähren, hat sie noch Leben genug, und wie das Kind an der Mutter Brust den flüssigen Leib der Mutter trinkt, so ist auch die Erde für den Menschen nicht nur der Tisch, auf dem ihm die Speise dargebracht wird, sondern die Speise selbst; was ihn ernährt, was er athmet, was ihn erhält alles dies ist Bestand-

theil der Erde. Ja das Verhältniss ist noch inniger als zwischen einer menschlichen Mutter und ihrem Säugling: nur mittelbar und langsam überträgt sich die fieberhafte Erregung derselben auf das Kind, anders dagegen hier, wo dem Kinde bei anbrechender Nacht die Augen zufallen, weil der Schlummer der grossen Mutter zugleich sein erquickender Schlaf ist, wo der Mensch das Frühjahrspulsiren der Erde als seine Reisegefühle oder Todesgedanken empfindet, oder das Wehen des Sirocco als seine Melancholie fühlt, weil er der Erde verbunden ist wie die Blüthe, die mit dem Baume krankt und gedeiht. Wozu aber hier blosse Bilder und Gleichnisse, wo die entschiedenste Analogie zu uns spricht. Wenn man es ganz natürlich findet dass Pflanzen und Bäume, dass wenn gleich in geringerer Ausdehnung, auch die Thierwelt ihren Winterschlaf hält, worin liegt denn das Befremdende, wenn der Mensch gleich den übrigen Kindern der Erde im Winter nicht nur mehr Schlaf verlangt, sondern — man braucht um dies zu bemerken nicht die Naturvölker zu besuchen, man braucht bloss mit ungebildeten Landleuten verkehrt zu haben — innerlich minder aufgeweckt ist? Es ist der letzte Rest vom Winterschlaf der sich bis in das Menschenleben hineinzieht.

Wenigstens hinsichtlich seines Verhältnisses zur Erde werden wir es also aufgeben müssen dem Menschen ein völlig isolirtes Leben für sich zuzuschreiben; allein wir dürfen doch andererseits, indem wir solches Zusammenleben mit der Erde behaupten, nicht den grossen Unterschied übersehen, der auch hierin zwischen dem Menschen und den übrigen Bewohnern der Erde Statt findet, die nur Parasiten und Mit-leber an derselben sind. Was manche Mutter sich träumt während sie ihren Erstgeborenen mit ihrem eignen Leben nährt, was die Glücklichen unter den Müttern wirklich erleben, dass der Sohn sich über die Mutter erhebt, dass sie

hinauf zu sehen hat zu ihm als zu einem grossen Herrn, der sie verherrlicht, — die Gebenedeite unter den Müttern sah zu ihm hinauf als zu ihrem Herrn — dies ist die Bestimmung des Menschen der grossen Mutter gegenüber. Er soll die Erde verherrlichen, indem er sich über sie erhebt und sie durch seinen Geist, d. h. künstlich, verschönt, d. h. cultivirt und verändert. Indem aber darin die Erde sich nach dem Willen des Menschen richtet, kehrt sich offenbar das ursprüngliche Verhältniss um: von Natur folgte der Mensch der Erde, durch seine Kunst bringt er es dahin, dass sie ihm gehorcht; von Natur ass er die Früchte des Waldes, durch seine Kunst verwandelt er den Wald in Feld und zwingt diesem nicht natürliche sondern Culturpflanzen ab. Je mehr der Mensch seine Bestimmung erfüllt, als mächtiger Herr der Erde gegenüber steht, um so mehr lockern sich also die Bande, welche unüberwindlich waren, so lange er noch als unmündiges Kind am Herzen der Mutter lag. — Für die Erfüllung seiner Bestimmung brauchen wir in den allerverschiedensten Verhältnissen ein und dasselbe Wort, indem wir sowohl von dem Eiweiss, das zum Huhn, als von dem Talent, das zum Virtuosen wird, sagen, sie hätten sich (jenes zum Huhn, dieses zum Tonkünstler) gebildet. Wir setzen darum auch immer das Gebildete dem Rohen oder Unreifen entgegen als demjenigen, welches seinen Bildungsprozess noch vor sich hat. Bleiben wir bei diesem Wort, so werden wir sagen müssen, der Mensch bildet sich um so mehr, geht um so mehr aus dem Zustande der Rohheit heraus, als er sich zum Herrn der Natur macht, oder, da dies nur durch Kunst geschieht, je mehr er künstliche Verhältnisse an die Stelle der natürlichen setzt. Darum ist es ganz nothwendig, dass durch die künstliche Agricultur die Menschheit nicht nur den Acker sondern sich cultivirt

d. h. gebildet hat, darum ist es umgekehrt begreiflich, dass uns die Worte rohe Völker und Naturvölker Gleiches bedeuten, und dass wir unter dem rohen Zustande des Menschen den Naturzustand verstehn. Ist aber dies richtig, so folgt auch ganz von selbst, dass bei wachsender Bildung Alles seltener werden müsse, was dem Menschen als den von der Natur beherrschten erscheinen lässt. Da nun alle die Erscheinungen, in welchen der Mensch (wie die blossen Naturwesen) als Mitleber der Erde erscheint, dazu gehören, so ist es ganz nothwendig, dass sie mit zunehmender künstlicher Cultur seltener werden müssen, während sie im Zustande der Rohheit, d. h. Uncultur, viel häufiger sind. Jetzt denke man sich einen Zustand, wie den unsrigen, wo fast alle natürlichen Verhältnisse durch künstliche verdrängt sind, wo die von uns selbst geschaffenen Gewalten, Gewohnheit und Mode, so die erste Natur verdrängt haben und zur zweiten Natur geworden sind, dass was jene gebietet unnatürlich heisst; wo man es z. B. natürlich findet, dass die Schlafenszeit zum Tanz angewendet wird, ja wenn einmal soll am Tage getanzt werden, gewiss künstlich Nacht machen und dann abermals künstlich sie in Tag verwandeln wird, man denke sich dies und man wird sich nicht wundern dürfen, wenn in so künstlichen, ja doppelt künstlichen Zuständen die Zusammenhänge, von denen wir sprechen, schwer aufzufinden sind: sie sind eben etwas zu Natürliches, und wir leben nicht mehr im natürlichen Zustande. — Dieses nun, dass dies Natürliche von der Cultur verdrängt ist, dieses vergessen Alle, welche das, was uns von rohen Naturvölkern erzählt wird, sogleich deshalb als Fabel verwerfen, weil es bei uns nicht vorkommt. Dass die Wilden ein bestimmtes Vorgefühl von ihrem Tode haben, dass bei ihnen Viele beim Eintreten in eine Hütte empfinden sollen, ob ein dem Tode Naber sich

darin findet, ist vielleicht nicht wahr; der Grund aber, den Einige anführen, man dürfe ihnen dergleichen übernatürlichen Scharfblick nicht zutrauen, der ja selbst unsern geschicktesten Aerzten abgehe, dieser ist unhaltbar; hier ist von etwas Uebernatürlichem gar nicht die Rede. Da die Katzen sich verstecken um zu sterben, da der treue Hund den tödtlich erkrankten Herrn flieht, zudringliche Fliegen sich an den Sterbenden drängen, weil sie die beginnende Verwesung ahnden, so scheint das vielmehr das Natürliche zu sein, und nur unser übernatürlicher, d. h. künstlicher Zustand, in dem wir sogar gescheute Aerzte haben, es verscheucht zu haben. Dass sich Nichts der Art bei uns findet, beweist nicht dass dergleichen nicht möglich sein sollte bei Naturvölkern, die wir freilich nicht darum beneiden werden sondern eher beklagen dass sie den Katzen, Hunden und Fliegen so ähnlich blieben. Wollen wir daher Erfahrungen sammeln hinsichtlich des natürlichen Zusammenhanges zwischen dem Leben der Erde und des Menschen, der auch bei uns sich noch findet, so werden wir dahin blicken müssen, wo die künstliche Entwicklung, d. h. die Bildung noch nicht begonnen hat oder wenigsten nicht tief durchdrang. Also auf die Kinder und die ungebildeten Landleute. Darum ward nur bei den Kindern auf das Schläfrigwerden mit anbrechender Nacht hingewiesen, weil das bei uns als Mangel an gesellschaftlicher Bildung erscheinen würde; allein auch hier wird die Ausbeute gering sein, denn wo man es natürlich findet, dass das neugeborne Kind im verdunkelten Zimmer liege (als wenn dann die Menschen nicht von Natur blind geboren werden würden), da fängt die Cultur mit dem ersten Athemzuge der Kinder an. Aehnlich ist es hinsichtlich des Landmanns: wo es natürlich erscheint, dass der Bauer in Dörfern wohnt,

Caffee trinkt, unter Federbetten schläft, Zeitungen liest und Politik treibt, da kann von einem Naturmenschen kaum mehr die Rede sein, und darum will ich gern zugeben, dass hier zu Lande von jenem Stumpferwerden im Winter, von jenem Rest des Winterschlafes, von dem ich oben sprach, keine Spur sich finde, den ich bei Bauern, die unter ganz andern einfacheren Umständen leben, sehr deutlich bemerkt habe. —

Daraus aber, dass es die Bildung ist, welche alle die Erscheinungen verschwinden lässt, in denen sich der Mensch als Anhängsel der Erde und als ihr Leben theilend erweist, daraus folgt, dass dieselben wieder hervortreten müssen oder wenigstens können, wo ihre Wirksamkeit aufhört. Halten wir dies fest, dass unter Bildung nicht etwa nur die Fähigkeit zu lesen oder zu schreiben, sondern die erfüllte Bestimmung zu verstehen ist, die darin besteht, dass der Mensch die Natur bezwang und von ihr frei wurde, so kann es nicht auffallen, wenn die Krankheit als eine Negation der Bildung bezeichnet wird, wie ja denn auch der gewöhnliche Sprachgebrauch hier Missbildung, Verbildung d. h. missrathene Bildung sagt. In der That ist jede Krankheit entweder gehemmte Bildung (wie die Blausucht der Kinder) oder missgeleitete hinsichtlich ihrer Richtung. Gegen den übermüthigen, jetzt bitter gestraften, Einfall Heine's, dass die Gesundheit ungebildet, pöbelhaft sey, werden wir gerade in den Krankheitserscheinungen Missbildungen erkennen, darum aber auch uns nicht wundern, wenn in Krankheiten der Mensch der Naturgewalt wieder verfällt, und alle die Zusammenhänge wieder hervortreten, von welchen er sich (über die Natur siegend) befreit hatte. Der Gesunde hat Recht, wenn er sagt: was ficht mich's an, ob die Bäume Blätter treiben, er wird krank und der auch in ihm sich mächtig regende

Lebenssaft sprengt die todeswunde Brust; der Gesunde geht ungestraft nach Mitternacht zu Bette, weil es seine Schlafenszeit ist, und spottet des Arztes, der ihm die Kinder als Muster vorhält, er wird krank und der gesteigerte Paroxysmus des Fiebers zeigt, dass nicht alle Stunden des Tages gleich sind. Der Gesunde hat Recht wenn er sagt, dass der Mond wohl über das Meer und über dessen Ebbe und Fluth Gewalt haben möge (selbst wenn er nicht begreift warum dieselben zwei Mal Statt finden) dabei aber leugnet, dass er über ihn Macht habe, allein er wird mondsüchtig und unterliegt der Gewalt, die er bis dahin verhöhnnte; was der Gesunde den Laubfröschen und Spinnen überlässt, Witterungswechsel zu empfinden, darin wird er ihnen ähnlich wenn Rheumatismen, ja wenn Hühneraugen ihn plagen. — Wie wir es tadeln mussten, wenn verkannt wird, dass Manches im Naturzustand möglich ja nothwendig ist, was bei wachsender Cultur eben so nothwendig verschwinden muss, so sind wir hier zu gleichem Tadel berechtigt: In der abergläubischen Furcht vor Aberglauben, die unsere Zeit characterisirt, in der wir ganz vergessen, dass nicht das Ungläubigseyn den aufgeklärten Mann verräth, sondern das eingehende Untersuchen — (der dumme Bauer ist der ungläubigste, er versucht nichts Neues weil er es nicht glaubt) — in dieser Furcht also verwerfen wir ohne Weiteres als unmöglich, als undenkbar, was nur krankhaft zu seyn braucht. Es gibt noch heut zu Tage nervös reizbare Menschen, welche, wenn sich im Zimmer eine Katze befindet, Zittern, Ohnmachtsanwandlungen bekommen. Es wäre nicht undenkbar, dass bei krankhaft reizbarem Wesen ähnliche Symptome sich zeigten, wo Jemand auf quellen- oder metallreichen Boden tritt. Jetzt denke man sich in der Hand eines solchen erzitternden oder von momentaner Schwäche befall-

nen Individuums eine schwankende Ruthe: dass diese erzittert oder in der schwachwerdenden Hand sich senkt, enthält durchaus keine Undenkbarkeit — und von der allein ist hier die Rede. Dass endlich, wenn dergleichen krankhafte Nervosität vorkommen sollte, sie mehr in dem nervös reizbaren Mittelalter, als in unserer abgestumpften blasirten Zeit vorkommen wird, liegt in der Natur der Sache. Die Undenkbarkeit und der Unsinn in diesen Erzählungen beginnt erst dort, wo man das Factum anfängt zu erklären, wo man es auf die Haselruthe oder darauf schiebt, dass dieselbe in der Johannismacht geschnitten ward u. s. w. Wenn wir aber daraus, dass dies alles Aberwitz ist, sogleich schliessen wollten, also habe nie eine Wünschelruthe in der Hand eines Kranken gezittert, und die es behaupten, seien Betrogene oder Lügner, — so sind wir dabei vielleicht eben so gerecht wie im Mittelalter der Richter, welcher, wenn eine Frau aus eignem Antriebe sich angab als eine, die auf einem Besenstiel auf den Bloksberg geritten sey, nun sie *bona fide* zum Tode verurtheilte, anstatt zu untersuchen, ob ihr dies nicht wirklich passirt sey: im Traum nemlich, in welchem Fall sie, wenn dergleichen Träume Werk verdorbener Phantasie waren, eine ernste Ermahnung, wenn Folge von Krankheit ärztliche Behandlung, gewiss aber nicht den Feuertod verdient hätte.

Nach einer solchen Apologie, sogar der Wünschelruthen, wird, wenn ich nun zu den Sternen zurückkehre und zu der Frage: ob ihre Bewegung den Menschen Etwas angehe, Mancher meinen, ich müsse, wolle ich consequent sein, auch die Sterndeuterei in Schutz nehmen. Vielleicht doch nicht. Selbst wenn das Verhältniss des Menschen zum Planetensystem ganz so wäre wie das zu seiner Mutter, der Erde, so würde er doch nur so lange als ein Mit-Leber

an demselben erscheinen, als er sich von der Natur nicht frei gemacht hat, und die Macht der Constellationen würden wir auf die Zeit beschränken müssen, wo der Mensch noch so wenig die von seiner Vernunft dictirten oder wenigstens begriffenen Gesetze für das Höchste hielt, dass ihm vielmehr das Naturgesetz als sein Gott, der Planetentanz, worin sich dies Gesetz am grossartigsten zeigt, als die alleinige Offenbarung Gottes erschien. Aber selbst dann wäre die Wirksamkeit der Sterne auf den Menschen nur als eine äusserst geringe zu statuiren und die gar nicht in Vergleich kommt mit der Stärke der Bande, mit welchen die Erde den Menschen an sich kettet. Wie auch in einem allgemeinen Missjahr eines ganzen Landes die Bäume eines Gartens, die Aehren eines Feldes ergiebig seyn können, wenn Umstände Statt fanden Maassregeln ergriffen wurden, die diesen Garten oder dieses Feld, an dessen Leben Bäume und Aehren speciellern Antheil haben als an dem des ganzen Landes, isoliren und vor den Einflüssen unter denen das ganze Land leidet sicher stellen, so ist unsere Erde einsolcher isolirter Garten im Planetensystem, und weil der Mensch mit ihr so innig verbunden ist, deswegen kann ihn das, was in dem grössern Ganzen geschieht, sogar wo er noch der Natur angehört, nur wenig berühren. Endlich aber müssen wir sogar dieses Wenige noch leugnen, denn die Möglichkeit, dass der Mensch sich in, wenn auch schwächerem doch, ähnlichem Verhältniss zum Planetensystem befinden könne wie zur Erde, beruht auf der Voraussetzung dass es ein Leben des Planetensystems gebe. Dazu aber, dies anzunehmen, nöthigt uns nichts. Da wir von Leben nur da sprechen, wo sich so complicirte Bewegungen zeigen, dass wir genöthigt sind entweder andere Kräfte anzunehmen, als welche die todt Natur beherrschen, oder wenigstens ganz eigenthümliche Com-

inationen der sonst wirkenden, die Bewegung der Himmelskörper aber sehr einfach aus Stoss und Zug erklärt und aufs Haar berechnet werden kann, — so haben gewiss die mehr Recht, welche das Planetensystem mit einer Uhr vergleichen, als die es zu einem lebendigen Wesen machen. Wo aber das Ganze nicht lebt, kann von einem Participiren des Theils an seinem Leben nicht die Rede seyn, und da auf dieser Annahme alle astrologischen Vorstellungen beruhen, so müssen wir sagen dergleichen Zusammenhänge finden nicht und fanden nie Statt.

Jetzt aber scheint, wenn irgend Einer am Anfange unserer Untersuchung noch zweifelhaft gewesen seyn sollte, gar kein Zweifel mehr möglich. Wenn feststehen sollte, dass der Unsinn keinen (auch keinen poetischen) Reiz für den vernünftigen Menschen haben soll, jetzt eben aber die Ansicht von einem Zusammenleben mit den Sternen als Irrthum bezeichnet wurde, so kann auch Göthe nur in einem Moment romantischer Schwäche seine Makarie erfunden haben, und wir müssen uns für ihn, sollte es uns aber gefallen haben, für uns selbst, schämen. Dies ist doch noch nicht ganz sicher, denn ein Irrthum braucht noch kein Unsinn zu seyn. Wenn ein Kind sich in den Spiegel sieht, und nachdem es vergeblich versucht hat jenes andere Kind zu berühren, nun hinter den Spiegel greift, so ist seine Vorstellung irrig, und dennoch freun wir uns, dass dies Kind so viel Sinn und Verstand zeigt, denn wenn nicht der dem Kinde unbekante Umstand Statt fände, dass diese Glasscheibe mit Amalgam bedeckt ist, so hätte es ganz recht, da hinten ein Kind zu vermuthen. In der Lage dieses Kindes aber befanden sich die frühern Geschlechter, welchen es verborgen war, dass der Lauf der Gestirne so einfach ist, die vielmehr, weil sie die Erde für den Mittelpunkt des Systems hielten, den Pla-

neten so complicirte, vor- und rück-laufende Bewegungen und darum bewegende Lebenskräfte zuschreiben mussten. Sie irrten, aber mit Sinn und Verstand. Wie uns aber jenes hinter dem Spiegel suchende Kind nicht nur durch die ersten Spuren von Verstand ergötzt, sondern zugleich rührt, weil es uns die glückliche Zeit zurückruft wo wir uns zwar täuschten, aber auch so viele schmerzliche Enttäuschungen nicht erfahren hatten, eben so erfüllt uns der Gedanke an einen Zustand der Menschheit, wo noch kein Newton das Planetensystem entgeistet hatte, und wo man von den Planeten glaubte, sie führten einen Reigen auf, mit den süßen Gefühlen, mit welchen in allen Völkern und Jahrhunderten der Mensch auf die paradiesische Kindheitszeit des Geschlechtes zurückblickt hat. — Und nun denke man sich den Dichter, der mehr als je Einer dem geheimnissvollen Wirken der Natur lauschte, der Natur- und Ossian-trunken in seinem Werther gegen die bürgerlichen Verhältnisse anstürmt, dessen Wahlverwandschaften zeigen wollen, dass dasselbe Naturgesetz, welches von der Kalkerde die Säure, auch Eduard von Charlotten scheidet, — und man wird sich nicht wundern, wenn er die unter seinen Heldinnen, welche ihm am Meisten gefällt, Ottilien, um sie mit allen Vorzügen zu schmücken, nicht, wie das ein heutiger Autor vielleicht thun würde, mit socialen Fragen sich beschäftigen, sondern — Steinkohlenlager fühlen lässt; denke man sich ihn mit seinem Hass gegen Newton, mit Ingrim gegen Alle erfüllt die aus gewaltsamen Stossen und Ziehen das Universum construiren, und man wird es begreifen wie er, um Makarien doppelt selig zu schildern, sie hingegeben seyn lässt dem Zuge allgemeinen Lebens, das er über die Erde ausdehnt bis auf die Wandelsterne. Nennt man dies mittelalterlich-romantisch, so sey es; die Freude an der Kinderwelt ist

es auch, und sie war dem klassischen Alterthum eben so wenig fremd als das romantische Ausmalen eines goldnen Zeitalters; die Sehnsucht aus der Stadt aufs Gebirge mit seinen öden Gletschern, aus unsern Culturzuständen nach einem amerikanischen Urwald, — alles dies ist eben so romantisch, und nimmt man uns dies Alles, so werden wir wohl wenig Poesie nachbehalten.

Wenn unsere Untersuchung uns berechtigt den Dichter gegen den Vorwurf ganz sinnloser Phantasterei in Schutz zu nehmen, so gibt sie uns zugleich noch einen andern Wink hinsichtlich seiner Beurtheilung. Wir haben gesehn, dass wenn sich Erscheinungen, die im paradiesisch-kindlichen Alter der Menschheit natürlich waren, ins Culturleben hineinziehn, dass sie dann Symptome von Krankheit sind. Obgleich bei seiner offenbaren Vorliebe für dergleichen, Göthe vielleicht verletzt seyn würde durch so eine Behauptung, so hat er doch bei der Behandlung dieser Erscheinungen praktisch sich auf unsere Seite gestellt, und auch hier wieder bewiesen, dass seine persönlichen Sympathien und Antipathien ihn nie gegen die Wahrheit verblenden. Wer wollte verkennen, dass er mit Werther sympathisirt im Anstürmen gegen die bürgerlichen Verhältnisse, und dennoch stellt er dies Anstürmen dar als nothwendig zum Untergange führend, was aber nothwendig dazu führt das nennt man ja eben Krankheit. Wer will es leugnen, dass Göthe persönlich Eduard und Ottilien doppelt liebt, weil sie unter dem natürlichen Gesetz der chemischen Wahlverwandtschaft stehn, aber er zeigt wie dieses Beherrschtseyn zum Tode führt, d. h. Krankheit ist. So auch in dem, was uns hier beschäftigt. Ihm erscheint Ottilie als besonders begabt, weil sie Steinkohlenlager spürt, aber er schildert wahr und deswegen gesteht er, dass sie etwas langsamen Verstandes ge-

wesen sey (was doch wohl bei einer jungen Dame nur ein Verläumder den gesunden Zustand nennen wird); eben so ist ihm Makarie doppelt verehrungswürdig wenn die Zeit ihres Rapports mit den Planeten beginnt, aber er gibt der Wahrheit die Ehre und bekennt dass gerade dann sie aufhörte, Werke der Barmherzigkeit zu üben und der Engel der Umgegend zu seyn, so dass also jene Momente des siderischen Lebens von ihm selbst als solche geschildert werden, die wie ein sittlicher Schlaf oder eine ethische Ohnmacht, das wache und gesunde sittliche Leben unterbrechen. Und hier möchte man, trotz des romantischen Sternlebens der Makarie, dem jüngern anti-romantischen Geschlechte den klaren Verstand des alten Göthe wünschen. Es geht diesem Geschlechte seltsam; ganz dasselbe was auf der einen Seite bis auf den Tod verfolgt wird, genießt auf der andern um so mehr Verehrung, und da es dort noch eher geduldet werden möchte als hier, so möchte ich sagen dass unsere Zeit Neigung zu moralischen Milchversetzungen habe, wenn ich nicht fürchtete bei allen, die medicinische Kenntnisse haben, in den Geruch zu kommen dass ich längst veraltete Ansichten liebe. Ein merkwürdiges Beispiel solcher Metastasen die leider im ethischen Gebiete kein Wahn sind, sehn wir hinsichtlich des Interesses das man an Räubern und Banditen, Verbrechern überhaupt, nahm und nimmt. Früher las man den Rinaldini, Pontolino, Abällino und sah im Lesen die Grossherzigkeit nur im Kerker. Das ist jetzt gegen den guten Geschmack. Ich habe nichts dagegen, dass diese Romane heut zu Tage nicht mehr gefallen, und wünsche durchaus nicht sie vom Küchentisch wieder zurück ins Zimmer der Dame, ob aber dies ein gesunderer Zustand ist, wo ganz dasselbe Raisonement aus den Romanen in die s. g. Organe der öffentlichen Meinung übergegangen ist und Zeitungen sich nur dar-

über erweichen, dass die Zelle des Zuchthäuslers so traurig ist, als müsse ordentlicher Weise das Verbrechen nur zu Belustigungsorten führen, das ist die Frage. Ich fürchte so wird es auch mit der Romantik gehn. Es wäre nicht unmöglich, dass, wenn wir uns erst Alle werden überzeugt haben, dass Romeo und Julie nur gedichtet ward um zeigen, was dabei herauskommt wenn ein Mann sich der Leidenschaft der Liebe hingibt und darüber sein Geschäft oder seine politische Carrière versäumt, dass dann andere Völker mit Recht sagen werden: seltsam sey es, dass die Deutschen, die durch ihre Leidenschaftlichkeit zu jedem Geschäft untauglich, dass diese die Liebe nur als Geschäft oder als Mittel zur Carrière gebrauchten. Und wenn wir je dazu gelangen sollten, dass Göthe nicht mehr ein grosser Dichter ist, sondern ein unklarer Kopf, der anstatt hübsch bei der Erde zu bleiben, seine Helden auf dem Mercur und der Venus ansiedelt, dann möchte auch die Zeit nicht mehr fern seyn, wo man uns nachsagen wird, wir seyen phantasie- und poesieloser als die Amerikaner, nur hinsichtlich unserer bürgerlichen Einrichtungen seyen wir Phantasten und construirten Staaten, die vortrefflich wären für den Mercur und die Venus. Die Gegenwart ist nicht sehr schön. Doch kenne ich Manchen, der sie einer solchen Zukunft weit vorzöge.





